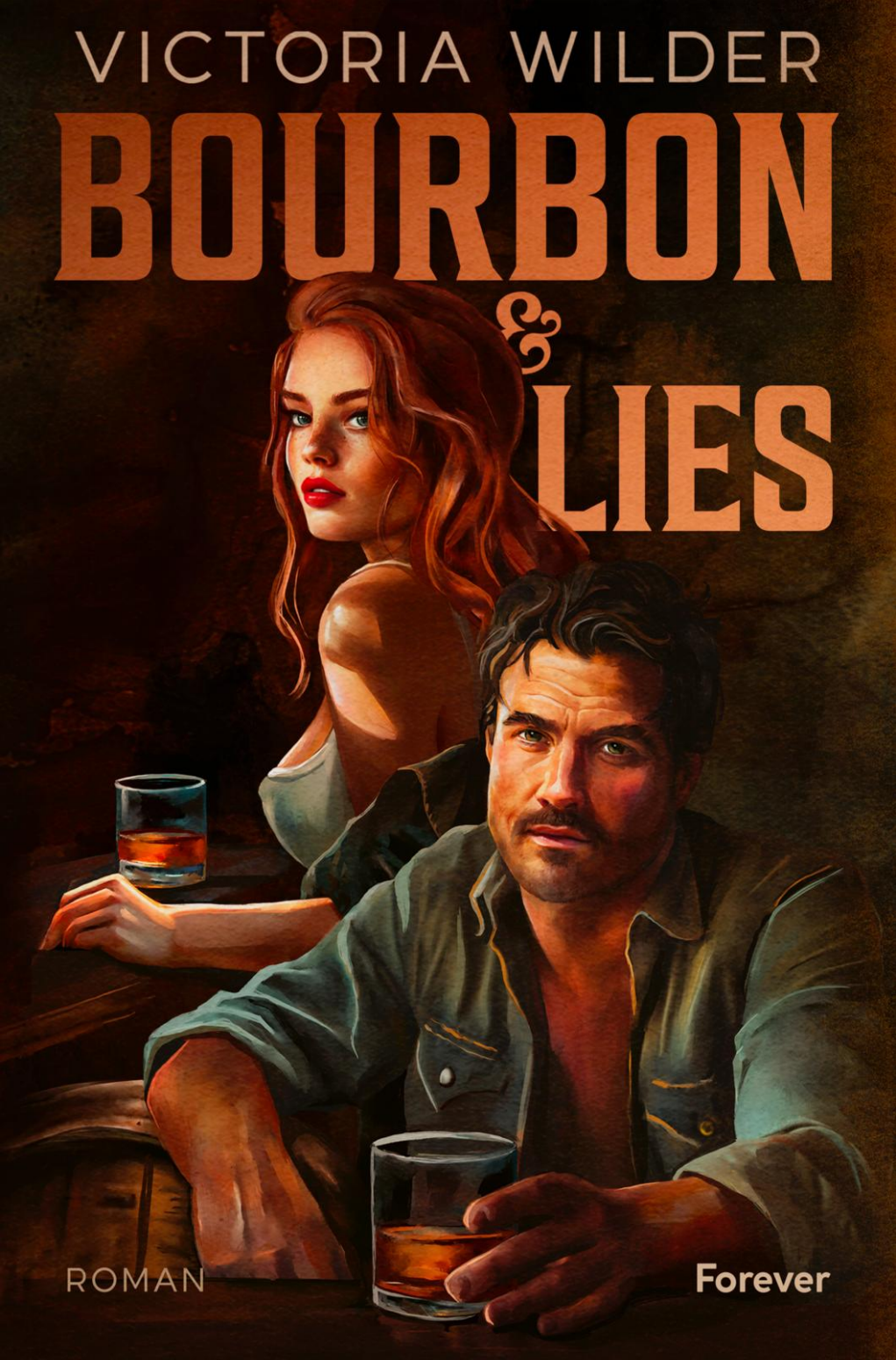


VICTORIA WILDER

BOURBON & LIES



ROMAN

Forever

Victoria Wilder
Bourbon and Lies

VICTORIA WILDER

BOURBON & LIES

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Bastian Ludwig

Forever

Forever by Ullstein
www.ullstein.de

Deutsche Erstausgabe bei Forever
Forever ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage
1. Auflage September 2026
© der deutschsprachigen Ausgabe 2026 by Ullstein Buchverlage
GmbH, Friedrichstraße 126, 10117 Berlin
© 2024 by Victoria Wilder
Die amerikanische Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
»Bourbon and Lies« bei Independently Published.
Published by Arrangement with The Seymour Agency.
Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data
Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte
an produktsicherheit@ullstein.de.
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
nach einer Vorlage von © Echo Grayce at Wildheart Graphics
Gesetzt aus der Quadraat powered by pepyrus
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-98978-131-3

Das hier ist für alle Frauen, die mutig genug sind, sich selbst zu retten. Es ist ganz egal, ob es sich um eine lebensverändernde Situation handelte oder um einen kleinen Moment, der sich gewaltig anfühlte. Ihr musstet nicht auf einen Cowboy warten, der herbeigeritten kam, um euch zu retten. Ihr habt das ganz allein geschafft.

Solltet ihr allerdings noch immer auf einen sexy »Cowboy« hoffen, der euch belohnt, dann nehmt doch Grant Foxx als Lückenfüller, bis einer auftaucht ...

Ein Hinweis zu »Bourbon & Lies«

Auch wenn es sich bei diesem Buch um ein fiktionales Werk handelt, werden einige heftige Themen angesprochen, derer du dir bewusst sein solltest, ehe du in die Geschichte einsteigst.

Zunächst aber noch folgende Anmerkung: Ein Großteil der Geschichte dreht sich um WITSEC, das staatliche Zeugenschutzprogramm der USA. Ich schildere hier lediglich eine Interpretation dieses Programms. Weder ich noch irgendjemand, den ich kenne, waren je Teil von WITSEC. Wenn ich dieses Buch also als Fiktion bezeichne, dann meine ich das auch so.

Im Folgenden nun eine Liste möglicher sensibler Themen, die weder als Spoiler noch als Tropes zu verstehen sind, sondern vielmehr als vorsorgliche Warnung vor potenziell verstörenden Inhalten: szenische Schilderungen von Gewalt und Tod, blutige Szenen, Gefangenschaft, Gewalt gegen Frauen, Waffengewalt, Gewalt gegen Tiere, verstorbene Eltern und Familie, Verweise auf sexuelle Übergriffe, Kannibalismus, Mord, an PTBS leidende Hauptfiguren, vulgäre Sprache, explizite Sexszenen.

Die Regeln des Bourbons

Jeder Bourbon ist ein Whiskey, aber nicht jeder Whiskey ein Bourbon. Damit sich ein Bourbon Bourbon nennen darf, muss er verschiedene Bedingungen erfüllen.

1. Er muss in den USA hergestellt werden.
2. Die Maische muss mindestens 51 Prozent Mais enthalten.
3. Er muss mindestens zwei Jahre lang in einem neuen, ausgebrannten Eichenfass reifen.
4. Der Whiskey darf zu Beginn der Lagerung nicht mehr als 62,5 Volumenprozent Alkohol enthalten.
5. Dem Whiskey darf nichts außer Wasser hinzugefügt werden, und das nur, um den Alkoholgehalt wenn nötig zu senken.

In Fiasco, Kentucky gibt es eine weitere Regel, die lose mit dem Bourbon zusammenhängt, der dort hergestellt wird:

verliebe dich niemals in einen der Foxx-Brüder.

I

GRANT

»Tu das nicht«, sage ich mit zusammengepressten Zähnen – und für einen Augenblick glaube ich, dass sie vielleicht auf mich hören wird. Doch schon als der Anruf einging, war mir im Grunde klar, dass sie als Erste an der Einsatzstelle sein würde. Auch wenn sie noch keine Stunde im Dienst war. Ich kenne sie besser als irgendjemand sonst hier. Sie würde sich auf den Weg machen, sobald die Leitstelle den Standort durchgegeben hätte. Die Informationen ergaben ein klares Bild. Und sie passten zu den Ermittlungsergebnissen, die den Verdacht von einem Drogenring auf Menschenhandel verschoben hatten – vor allem den Handel von Frauen.

Ein Nachbar, der zwei Meilen nördlich der alten Tabaksmühle lebt, hat angerufen. Er könne sich nicht daran erinnern, dass das Anwesen bei einer Auktion verkauft worden sei, dennoch sei es dort das gesamte Wochenende über geschäftig zugegangen. Seine Pferde seien davon so verängstigt gewesen, dass sie sich sogar von der Wiese ferngehalten hätten, auf der sie früher am liebsten gegrast hätten – der Wiese neben den Tabakfeldern.

Mein Walkie-Talkie knistert. Ich stehe auf, verharre an meinem Schreibtisch und warte auf ihre Antwort.

»Ich bitte nicht um Erlaubnis, Foxx. Ich geh jetzt rein. Da be-

wegt sich etwas, und ich habe gerade einen Schrei oder ein Flehen gehört. Das ist ein hinreichender Tatverdacht.«

»Verdammte Scheiße«, belle ich. »Wie kann man nur so leichtsinnig sein?« Schnaubend eile ich aus meinem Büro zu den Schreibtischen nahe dem Ausgang.

»Del, schick verdammt noch mal mehr Leute zu dieser Farm, und zwar sofort«, brülle ich meinen Dienstvorgesetzten an. »Warum sind da nicht mehr Streifen in der Nähe?« Jeder im Revier weiß von dem Anruf. Was die Einwohnerzahl angeht, ist Fiasco eine Kleinstadt, aber das Umland ist weitläufig. Hier gibt es nur selten Vorfälle, bei denen die sofortige Anwesenheit mehrerer Einsatzwagen notwendig wäre. Aber ich denke nicht darüber nach, was ich sage. Ich reagiere und versuche, etwas in Bewegung zu setzen – und zwar schnell. »Fiona und ein verdammter Rookie sind allein vor Ort.«

Dels Augenbrauen wandern fast bis zu seinem Haaransatz. Ich habe es verbockt, als ich das gesagt habe: Fiona. Korrekt wäre »Officer Delaney« gewesen. Nicht Fiona. Es ist egal, dass wir uns seit der Grundschule kennen. Die Hälfte der Jungs hier war mit uns zusammen in der Schule. Aber über diese Unterhaltung mache ich mir später Gedanken. Es geht nicht darum, dass ich meinen Lieutenant anschnauze oder dass ich angefressen bin, weil ich nicht zuerst zur Einsatzstelle geschickt wurde. Ich leite die Hundestaffel. Bei einem Drogenfall müssen Julep und ich vor den Streifenwagen an der Einsatzstelle sein. Aber jetzt im Moment brauchen Fiona und der Neuling Verstärkung. Wenn da eine Gang am Werk ist, geraten sie vielleicht in eine Lage, der sie nicht gewachsen sind.

Ich rolle die Zunge und pfeife, während ich durch die Garage zu meinem Einsatzwagen eile. Binnen Sekunden ist Julep an mei-

ner Seite, ihre Nägel klacken auf dem Betonboden. »An die Arbeit, Jules.«

Ich öffne die Hintertür des Wagens, und sie springt auf ihren Platz. Ich tätschle ihr kurz den dunkelbraunen Kopf, schnalle ihr Hundegeschirr am Sicherheitsgurtsystem fest, und schon sind wir unterwegs. Als ich eine Meile vom Revier entfernt bin, wird mein Funkgerät immer unruhiger, weil die anderen Officers, die auf dem Weg sind, Meldung machen. »Leitstelle, noch acht Minuten bis Einsatzstelle.«

Das ist zu lang. Und kein verdammter Mucks von Fiona. Ich schaue zur Uhr am Armaturenbrett. Vier Minuten, seit sie sich zuletzt gemeldet hat, seitdem Funkstille. Scheiße!

»Leitstelle.« Ihre Stimme erklingt aus dem Funkgerät, und ich lockere meinen Griff um das Lenkrad. »In der Tabaksmühle ist alles ruhig.« Doch ehe ich auch nur ausatmen kann, höre ich ihre Stimme erneut über Funk – ein rauchiges Flüstern, gepaart mit statischem Rauschen, das mir an die Nieren geht. »Leitstelle ...«

Julep bellt kurz auf.

»Wir gehen zu ihr, Mädchen.«

Heute Morgen hat Fiona Julep gut zwanzig Minuten den Bauch gekrault. So geht das seit sechs Monaten. Und auch davor hatte ich schon den Verdacht, dass Fiona ihr noch ein paar zusätzliche Streicheleinheiten gibt, ehe sie sich nachts aus meinem Haus schleicht.

Ich sehe die Tabakfarm in der Ferne. Ich schalte die Sirene aus, ehe ich auf den Zufahrtsweg einbiege, lasse die Scheinwerfer aber an, da es allmählich dämmert. Keine Ahnung, was mich da erwartet, und auf keinen Fall will ich, dass die Sirene die Lage verschlimmert.

»Officer Delaney, kommen!«, funkt die Leitstelle. »Drei Strei-

fenwagen sind in weniger als fünf Minuten bei Ihnen – und die Hundestaffel in weniger als zwei.«

»Schüsse fallen, Schüsse fallen!«, lautet der nächste Funkpruch. Mein Herz rast noch schneller als zuvor, und ich gebe Gas.

Als ich an der Tabaksmühle eintreffe, höre ich mit einem Ohr, wie die Leitstelle alle verfügbaren Streifenwagen hierher beordert. Ich schalte den Motor aus und bin schon eine Sekunde später ausgestiegen. Julep lasse ich auf dem Rücksitz, denn bei Schussabgabe bleiben Diensthunde, wo sie sind, bis Entwarnung gegeben wurde. Bei einer Schießerei wäre sie wenig hilfreich, aber sie hat meine Körpersprache gelesen und Fiona über Funk gehört, also knurrt sie, während ich leise meine Pistole und meine Taschenlampe ziehe. Ich nähere mich der Mühle und bemerke, dass deren Türen weit offen stehen. Überreste getrockneter Tabakblätter hängen hier und da von den Dachsparren. In der Mitte des Raums finden sich vergessene Maschinen, alt und verrostet. Ansonsten ist das Gemäuer leer.

Gedämpfte Rufe und zwei weitere Schüsse ertönen aus einer großen Scheune wenigstens dreißig Meter entfernt am Rand der Felder. Ich höre die Sirenen zweier Streifenwagen, die denselben Zufahrtsweg entlangkommen wie ich zuvor. Reifen quietschen, und eine Sekunde später rast einer der Wagen an mir vorbei und direkt auf die Scheune zu.

Es wird alles gut. »Sie hat ihre Position durchgegeben«, sind die Worte, die ich mir immer wieder sage, während ich den Polizisten hinterherspürte, die in die Scheune laufen. Da ich mein Funkgerät im Wagen gelassen habe, weiß ich es nicht mit Sicherheit, aber offenbar haben die Kollegen eine genaue Vorstellung, wohin sie gehen müssen. *Ihr wird nichts passieren. Sie ist eine gut ausgebildete, erfahrene Polizistin.*

Als ich an der Tür der Scheune ankomme, außer Atem, mit erhobener Taschenlampe und der Pistole im Anschlag, eröffnet sich mir eine alles andere als kontrollierte Lage. »Um Gottes willen«, murmle ich, während ich näher komme. Unser neuester Rookie, Lee, liegt heftig blutend am Boden. Neben ihm kniet einer der gerade eingetroffenen Polizisten und versucht, aus seinem Gürtel ein Tourniquet zu improvisieren.

Ich halte nicht an, um ihm zu helfen.

Fiona.

»Mills, wo ist Fiona?«, frage ich, als ich bei dem Doppeltor auf der anderen Seite der Scheune ankomme. Das Licht einer Taschenlampe wippt in der Ferne, und ich entdecke eine Blutspur vor mir.

»Del folgt der Spur«, ruft Mills mir hinterher. »Als wir angekommen sind, war sonst niemand hier.«

In dem Moment höre ich es über Mills' Funkgerät. Del meldet sich bei der Leitstelle. »Ich habe hier einen weiteren Officer am Boden. Ich brauche Sanitäter. Sofort.«

Ich denke nicht nach. Meine gesamte Ausbildung – all die Zurückhaltung, die nötig ist, um reflexartige Reaktionen und gefühlsgeleitete Aktionen zu unterdrücken – ist vergessen. Ich renne los. So schnell ich kann, halte ich auf die Stelle in der Ferne zu, wo sich das Licht der Taschenlampe nun nicht mehr bewegt. Als ich an einem heruntergekommenen Lattenzaun abbiege, erkenne ich die Umrisse der beiden.

Del kauert über einem bewegungslosen Körper, der im Gras liegt. Ein unbändiger Schmerz durchzieht meine Brust. »Nein.« Ich renne an Del vorbei auf seine andere Seite, ziehe sie von ihm weg und nehme sie in den Arm. »Nein, Baby, was ist passiert? Fuck! Fuck! Nein.«

Es ist mir egal, dass ich sie ihrem Vater entrissen habe, um

sie in die Arme schließen zu können. Und genauso egal ist es mir, dass ich gerade all meine Karten offen auf den Tisch gelegt und gezeigt habe, dass meine Beziehung zu Fiona Delaney längst nicht mehr nur die zwischen Kollegen oder Freunden ist, und dass ich nicht mal mehr behaupten kann, sie sei nur rein körperlich. Es ist mir egal, dass ich dieselben Worte wieder und immer wieder sage. »Ich liebe dich. Du darfst nicht sterben, hörst du?«

Ich löse mich von ihr, um mir ihre Verletzung anzusehen. Der kleine Schnitt an ihrem Hals pulsiert kaum noch, während Blut meine Arme und den Boden zu meinen Füßen benetzt. Ich drücke meine Handfläche auf die Wunde, um die Blutung zu stillen. Ihr Uniformhemd ist bis weit unter ihre Weste aufgeknöpft, und an der Flanke ist ein feuchter Fleck zu sehen.

Als ich sie zu mir rufe, verzieht Del das tränennasse Gesicht im Schmerz und murmelt: »Grundgütiger, Fiona. Mein Kind.« Wir beide blicken auf die zerfetzte Hautstelle an ihrer Seite, die aussieht, als hätte sie sich in einem Stacheldrahtzaun verfangen.

Ich halte sie fester, als ihr Körper in meinen Armen schwerer wird. »Halt durch, Fi. Halt durch!«

Ich merke, dass sie nicht mehr atmet, aber ich kann sie einfach nicht gehen lassen.

»Sie ist tot, Grant.«

**FÜNF JAHRE
SPÄTER ...**

LANEY

»Sie lügen nur, wenn es unbedingt sein muss.«

Ich blicke hinab auf meine Hände. Ballet Slippers überzieht meine Nägel, ein zartrosa Nagellack, den ich mittlerweile verabscheue. Meine Nagelhaut habe ich mir vor Nervosität abgekau. Seit Monaten habe ich ignoriert, was »richtig« ist.

»Lüge ich halt, ist doch jetzt auch egal«, murme ich kopfschüttelnd.

Ich bin frustriert, was meine Stimmung allmählich in Wut und Zynismus umschlagen lässt – eine Topkombination. Ich habe keine Ahnung, wohin wir fahren oder wie lange wir schon unterwegs sind. Das Einzige, dessen ich mir sicher bin, ist das Chaos, das ich im Schlepptau habe. Ich atme tief durch. *Du meisterst auch die härtesten Herausforderungen.*

Das Geräusch des sich öffnenden Fensters übertönt das raue Timbre von Johnny Cash, der aus dem Radio tönt.

»Er wäre stolz auf Sie.« Sie atmet lang und hörbar aus, was deutlich macht, dass ihr ermutigende oder nette Worte nur selten über die Lippen kommen. Ich hätte erwartet, dass es in ihrer Branche Alltag ist, einem »Schützling« Mut zuzusprechen. Vielleicht ist das aber einfach nicht ihre Stärke. Ich sitze auf dem Beifahrersitz ihres Trucks und mustere sie, doch es ist zu dunkel, um

durch die Art und Weise, wie sie das Lenkrad umklammert oder sich an der Wange kratzt, zu erkennen, was sie wirklich denkt. Labyrinth sie nur Scheiße, um zu verhindern, dass ich ausflippe, oder ist sie es einfach nicht gewohnt, solche Dinge zu Leuten wie mir zu sagen? Sie mag meinen Dad beruflich gekannt haben, aber auf keinen Fall hat sie ihn als Vater gekannt.

Sie muss mich nicht daran erinnern, wie stolz Dad auf mich war, er selbst hat mir das immer wieder gesagt – sogar als ich nichts anderes getan habe, als ihm Magengeschwüre zu bereiten. Ich konnte noch so oft den Job wechseln, er meinte immer: »Du wirst schon irgendwann etwas finden, das sich richtig für dich anfühlt, Kleine.« Wenn ich weinend nach Hause kam und ihm nicht verraten wollte, was genau los war, sagte er: »Der Junge hat dich nicht verdient.« Ganz egal, was los war, immer versicherte er mir, dass alles in Ordnung kommen würde. *»Du meisterst auch die härtesten Herausforderungen, Laney. Vergiss das nie. Du bist eine Shaw.«*

Jetzt gerade wäre er aber enttäuscht von mir. Und er wäre sauer. Wütend, dass ich einem Monster über den Weg gelaufen bin. Der Art von Monster, die er sein Lebtag davon abhalten wollte, irgendjemanden zu verletzen – vor allem jemanden, den er liebte. Ich blinzte die Tränen weg, die mir die Sicht nehmen.

»Marshal ...«

Sie unterbricht mich. »Einfach nur Bea. Gewöhnen Sie sich daran, mich Bea zu nennen.«

»Also schön. Bea. Sie brauchen mir nicht zu erzählen, was mein Vater womöglich von dieser Situation gehalten hätte«, sage ich ein wenig zu barsch. »Damit werden Sie mich nicht überzeugen. Ich bin schon auf ihrer Seite. Aber ich bin wütend auf mich selbst ... Nein, wissen Sie was? Im Moment bin ich wegen einer Menge Dinge wütend. Auf mich selbst, weil ...« Ich schüttelte den Kopf darüber, warum ich mich bloß für so lange Zeit nicht

aus dieser Situation lösen konnte. »Ich bin wütend, dass dieses Monster überhaupt existiert, dass er Menschen wehgetan und mich aus meinem Leben gerissen hat. Aber ich weiß ganz genau, was mein Vater denken würde, wenn er jetzt hier wäre.«

Sie schenkt mir ein verkniffenes Lächeln. »Ich weiß, dass Sie um nichts hiervon gebeten haben und dass Sie ein Leben hatten ...«

Ich lehne meinen Kopf gegen die Nackenstütze und lache leise, weswegen sie ihren Satz nicht beendet. Mein Leben war dabei, den Bach runterzugehen. Ich hatte ein Leben. Eines, auf das ich endlich stolz sein konnte, und ich habe es gegen die Wand gefahren. Vielleicht war dieses Monster meine Bestrafung. Ich erschauere bei dem Gedanken, dass das Universum so grausam sein könnte. Ich habe ein paar schlechte Entscheidungen getroffen, aber das habe ich nicht verdient. Sein Opfer hat es nicht verdient. Ich kneife die Augen zusammen und massiere mir den Nasenrücken. Vorher waren meine Kopfschmerzen eher dumpf und pochend, inzwischen sind sie zu einem stechenden Schmerz hinter meinem rechten Auge geworden. Ganz toll, als hätte ich nicht schon genug Spaß, kommt jetzt auch noch Migräne dazu.

Ich bin seit über vierundzwanzig Stunden wach, darum bin ich emotional und kann nicht logisch denken. Das Adrenalin, das durch meine Adern geströmt ist und mich durch diesen Albtraum gepeitscht hat, ist mittlerweile abgeklungen. Ich brauche dringend Schlaf.

»Ich habe mich immer auf mein Bauchgefühl verlassen, Laney. Und jetzt sagt es mir, dass dieser Ortswechsel in aller Stille und abseits der offiziellen Kanäle stattfinden muss.«

Wieder huscht mein Blick zu ihr. Ich sollte erleichtert sein, bei alledem ein vertrautes Gesicht vor mir zu haben, aber ich bin es

nicht. Ich wünschte, mein Dad wäre es, der mir aus diesem Schlammloch heraushilft.

»Die Frau, die Sie in dieser Nacht gerettet haben, wird niemals vergessen, was sie durchgemacht hat. Denken Sie immer daran.«

»Ich weiß.« Ich bekomme Gänsehaut, wenn ich daran denke, wie die Frau geschrien hat, auf mich zugerannt kam und verzweifelt um Hilfe flehte. Ich hätte gar nicht dort sein dürfen. Ich wollte nie zur Heldin werden. Ich wollte mich meinem Vater nahe fühlen. Ich wollte ausgewählt werden.

Aber Marshal Harper hat mich neugierig gemacht. »Ihr Bauchgefühl sagt Ihnen also, dass hier was nicht stimmt? Und was?«

»Dass mittlerweile über zweiundsiebzig Stunden vergangen sind und noch nichts passiert ist. Irgendwer war klug genug, den U.S. Marshals Service einzubeziehen, denn irgendetwas ist hier faul.« Ich versuche, zwischen den Zeilen herauszulesen, was sie mir verschweigt, doch sie schüttelt nur den Kopf, als wollte sie abwerfen, was sie mir wirklich sagen möchte. »Bedenkt man, welche Beweise sichergestellt wurden, sollten Sie und das Opfer eigentlich nicht an einen anderen Ort gebracht werden müssen.« Sie hält einen Moment inne und schluckt hörbar. »Sie konnten ihn nicht dazu bringen, seinen Namen herauszurücken, und sie finden ihn nicht im System.«

Beim Gedanken an ihn sträuben sich mir die Nackenhaare. Ich kann noch immer spüren, wie meine Lunge gebrannt hat, als ich mit dem Gewicht einer anderen Person auf meinen Schultern weggerannt bin.

»Kein Name. Nur unvollständige Fingerabdrücke, die keinen Treffer in irgendeinem System ergeben haben. Es gibt weder eine Kredithistorie noch eine Geldspur. Keine Vorstrafen. Aber die Einheitlichkeit bei den Wunden seiner Opfer zeigt ...« Sie ver-

stummt. »Solange ich mir nicht sicher bin, dass für Sie nur ein überschaubares Risiko besteht, werde ich dafür sorgen, dass Sie aus der Schusslinie sind. Zumindest das schulde ich Ihrem Vater.«

Sie zündet sich eine Nelkenzigarette an, und ich hole meine Tüte mit den sauren Gummibärchen raus.

Ich weiß nicht genau, welche Beziehung sie zu meinem Vater hatte, aber er war ein angesehener FBI-Agent, und ich werde das Gefühl nicht los, dass es noch immer eine Menge Leute gibt, die ihm was schulden. Das überrascht mich ganz und gar nicht. Was mich hingegen verwundert, ist, wie sehr Harper darauf bedacht ist, nicht mal in den offiziellen Akten eine Spur zu hinterlassen, die zu meinem neuen Aufenthaltsort führen könnte. Verdammt, nicht mal ich weiß, wohin wir unterwegs sind.

Schwere senkt sich auf meine Brust und raubt mir den Atem. Ich will Harper anschreien und ihr sagen, dass das alles nicht in Ordnung ist. Ich habe das Gefühl, dafür bestraft zu werden, das Richtige getan zu haben – das ist nicht fair. Und so erleichtert ich auch bin, nichts mehr mit dem Chaos zu tun haben zu müssen, das ich hinterlassen habe, will ich nicht einfach so verschwinden.

Erinnerungen verblassen leichter, wenn man nicht das vor Augen hat, was sie zurückholt: Decken auf der Wiese im Bryant Park, Spaziergänge durch den High Line Park, Schlemmertouren durch Chinatown. Ich hatte nicht mal die Gelegenheit, irgendwelche Dinge mitzunehmen.

»Die Farbe steht Ihnen«, sagt Harper und reißt mich damit aus meinen Gedanken. Ich klappe die Sonnenblende runter und den Spiegel auf. Ich sehe ... anders aus. Noch immer wie ich, aber irgendwie älter. Weniger wie eine Frau, die versucht, wie aus einer anderen gesellschaftlichen Schicht auszusehen, in eine Schablone zu passen oder die Aufmerksamkeit eines Mannes zu erregen. Ich sehe aus wie jemand, der sich in seiner Haut wohlfühlt.

Es gefällt mir, jetzt orangerote Haare zu tragen statt der platinblonden, die ich den Großteil meines Erwachsenenlebens hatte.

Ich bin wieder jemand ganz Neues, und noch erkenne ich diese Person nicht. Aber das wird sich ändern. Irgendwann. Wenn ich ehrlich bin, habe ich auch den Menschen nicht gekannt, der aus mir geworden war. So hat es sich schon lange angefühlt – vielleicht sogar bereits, bevor ich meinen Dad verloren hatte.

»Ihren Vornamen können Sie behalten.« Harper klemmt ihre Nelkenzigarette zwischen die Lippen, beugt sich rüber und holt ein Stofftäschchen mit Reißverschluss aus dem Handschuhfach. »Da sind eine neue Sozialversicherungskarte, ein Führerschein und ein Pass drin ...«

Weil ich nur noch über meinen Namen nachdenke, geht der Rest ihrer Worte unter. Mein Vater hat mich Laney genannt, aber ich nutze diesen Spitznamen schon seit Jahren nicht mehr. Es gibt nur einen lebenden Menschen, der mich unter diesem Namen kennt, und ich möchte ihn nie wiedersehen.

Ich schließe die Augen und versuche, die Abscheu wegzuzutmen, die ich verspüre, wenn ich daran denke, was ich mit Phillip getan habe. Ich habe unvorstellbar viel Zeit damit verbracht, mir Laney aus Coney Island auszutreiben und Eleanor Shaw aus Manhattan zu spielen. Nun aber bin ich keine dieser beiden Personen mehr, weder Coney Island Laney noch Manhattan Eleanor. Schicke Events und Hochzeiten der High Society auszurichten und wohlhabende Kunden zu bewirten hat mir einen bestimmten Lifestyle erlaubt, aber es fühlte sich nicht wie ein Leben an. Es war nur noch Namedropping bei jeder Gelegenheit, und es war materialistisch – und nach einer Weile war es nicht mehr schwer, harte Arbeit mit Glücklichkeit zu verwechseln.

Mit einem Gefühl der Erleichterung blättere ich durch meine neuen Papiere. Ich habe noch immer nicht alles verarbeitet, aber

wenn es erst mal so weit ist, werden die Ereignisse auf mich einschlagen wie eine Abrissbirne. Ich weiß sehr wohl, warum meine Gefühle Achterbahn fahren: Zu wenig Schlaf und eine zutiefst traumatische Erfahrung machen so was mit einem. Aber während der dunkle Highway an mir vorbeizieht, lasse ich meine hundsmiserablen Entscheidungen allmählich hinter mir und wappne mich für das, was vor mir liegt. Wenn die Lüge Laney Young aus Colorado sein muss, dann werde ich mich komplett darauf einlassen.

Erst in West Virginia nicke ich endlich ein. Es kommt mir vor, als hätte ich gerade mal fünf Minuten gedöst, als mich streitende Stimmen wecken. Ich reibe mir den Schlaf aus den Augen und sehe zur Uhr am Armaturenbrett. Die fünf Minuten waren eher sechs Stunden. Im Auto ist es warm und geradezu stickig, als wäre die Klimaanlage schon eine Weile aus. Wo ist Marshal Harper?

Ich öffne den Sicherheitsgurt und schaue aus dem Fenster, um herauszufinden, wo ich bin. Weder Berge noch das Meer sind zu sehen. So weit das Auge reicht, wirkt alles flach. Bisher habe ich immer nahe am Wasser und in einer Stadt gelebt. Aber hier scheint es weit und breit keine städtischen Straßenzüge oder versteckte Parks zu geben, keine Hochhäuser oder Lichtverschmutzung, nur ein großes Farmhaus vor mir.

Als ich die Tür des Trucks öffne, trifft die Schwüle auf meine Haut, als wäre ich in eine Fliegengittertür gelaufen. Sofort bildet sich ein feiner Film aus Schweiß unter jedem von Stoff bedeckten Flecken, vor allem unter den Riemen meines Sport-BHs und entlang meines Nackens.

An der Ostküste kann es im August brutal heiß werden, aber jetzt haben wir erst Anfang Juni. Es kommt mir vor, als hätte mich diese zwölfstündige Fahrt direkt in einen mörderischen Hochsommer katapultiert.

Ich strecke die Arme über den Kopf und hebe mein Haar, um

die eingesperrte Wärme freizulassen. Ich atme tief durch und versuche, meine Besorgnis darüber zu zähmen, wo ich bin, und meinen Unmut, weil es mitten in der Nacht so heiß ist. Doch plötzlich steigt er mir in die Nase: dieser Duft. Es ist, als wäre er von einer bewegungslosen Brise herbeigeweht worden und würde nun die Luft erfüllen, wie die Aromen in einer Bäckerei. Es riecht wie Hefe beim Brotbacken mit einem Hauch von Schokolade und einer würzigen Süße. Es ist nicht die Würze salziger Seeluft oder der beißende Geruch der Marsch bei Ebbe. Das hier ist viel besser. *Vielleicht werde ich das Meer doch nicht vermissen.* Was auch immer jetzt gerade so wunderbar duftet, muss am Tage noch viel köstlicher sein.

»Verdammt«, flüstere ich zu mir selbst, als ich das Farmhaus vor mir genauer in Augenschein nehme. Es ist von einer Opulenz, wie man sie an der Gold Coast oder der Küste von East Hampton erwarten würde. Der gemähte Rasen und die Landschaft sind beleuchtet, als sollte jeder Strauch und jeder Baum erhaben zur Schau gestellt werden. Fenster mit schwarzen Rahmen stehen im Kontrast zur weißen Fassade, und ein schwarzes Metaldach rundet den modernen Farmhausstil ab. Es ist die Art von Haus, die Schlichtheit vorgibt, aber ich weiß, wie teuer »schlicht« in Wahrheit sein kann. »Farmhaus« ist hier eine Designentscheidung, kein Haus auf einer Farm im eigentlichen Sinn. Ohne die Bewohner getroffen zu haben, bin ich mir sicher, dass hier keine Farmer leben.

Kaum ein Grillenzirpen ist zu hören und auch nicht das Rauschen des Windes in den Bäumen. Es ist ruhig und still. Es ist diese Friedlichkeit der späten Nacht oder des frühen Morgens, die man leicht mit Sicherheit verwechseln kann. Aber werde ich hier sicher sein? Es gibt hier keine einzige Straßenlaterne und auch keine beleuchtete Veranda an Nachbarhäusern. Kein altrosafar-

bener Streif am Horizont, der die Ränder des dunklen Himmels verschmutzt. Das Firmament ist tiefschwarz und gesprenkelt mit Sternen unterschiedlichster Größe.

Die tiefe Stimme eines Mannes erhebt sich, und mein Blick schnellst in die Richtung, aus der sie kommt. Sein Tonfall bringt mich dazu, hinter dem Truck hervorzukommen. »Bea, du hörst nur, was du hören willst. Ich habe Nein gesagt. Warum bist du zu mir gekommen und nicht zu Grant?«

Man muss kein Genie sein, um zu begreifen, dass es bei diesem Streit sehr wahrscheinlich um mich geht. Harper hatte ja erwähnt, dass sie hier einen Alleingang macht, aber ich ging davon aus, dass sie im Vorfeld zumindest herumtelefoniert hätte, um sicherzustellen, dass ich, wo auch immer sie mich hinbringt, willkommen bin.

»Du weißt, warum«, sagt sie mit rauer Stimme. »Und Ace, das ist keine Bitte.«

Die beiden befinden sich auf der Veranda des Farmhauses. Ich gehe näher auf sie zu und bleibe an der Treppe, die zu ihnen hochführt, wie angewurzelt stehen. Wer ist dieser Mann?

»Willst du mir drohen?«, sagt er, und im selben Moment bemerkt er mich. Sein dunkles, von silbernen Strähnen durchzogenes Haar ist kurz geschnitten und nach hinten gekämmt. Doch es ist nicht der dazu passende Stoppelbart um Wangen und Kinn oder die Art, wie er sich hält, die meine Aufmerksamkeit erregt – es ist die Tatsache, dass er mitten in der Nacht eine Anzughose und ein weißes Hemd mit bis zu den Ellbogen hochgekrempelten Ärmeln trägt. *Hundertprozentig kein Farmer*. Er hat seine Hände auf die schmale Taille gestemmt, blickt zum Dach der Veranda und pustet Luft aus den Backen. Als er den Kopf wieder senkt, deutet er auf mich und sagt: »Herrgott, Bea. Sie sieht aus wie ein verdammtes Kind.«

Vielleicht in seinen Augen. Doch ich habe mit meinen neunundzwanzig Jahren schon eine Menge erlebt.

Harper dreht sich zu mir und holt lächelnd ihr silbernes Etui mit den Nelkenzigaretten hervor. Sie zündet sich eine an, zieht daran, und eine Rauchwolke steigt ihr aus dem Mund und wird von der gemächlichen, warmen Brise davongetragen. »Vor ein paar Tagen hat sie ein Monster aufgehalten, Ace. Sie ist kein Kind, das kann ich dir garantieren.«

Zum ersten Mal seit zwei Tagen fühle ich mich gut mit dem, was ich getan habe, und habe nicht das Gefühl, in Unsicherheit zu ertrinken.

Der Mann namens Ace legt ein verständnisvolles Lächeln auf, das beinahe wie eine Entschuldigung wirkt. Es erinnert mich daran, wie mein Dad gelächelt hat, wenn er wusste, dass ich im Begriff war, ihm eine nicht ganz so tolle Neuigkeit zu beichten.

Er blickt Harper aus dem Augenwinkel an. »Du musst mit diesem Scheiß aufhören, Bea.«

»Halt die Klappe, Ace«, bellt sie zurück. »Ist hier also alles geklärt?«

»Weiß Del, dass du hier bist?«

Sie schüttelt beinahe unmerklich den Kopf.

Ace atmet tief ein und hält die Luft an. »Wie lange?«

Harper kommt die Treppe hinunter. »Das wird letztlich an ihr liegen. Für den Moment aber so lange, bis ich garantieren kann, dass sie außer Gefahr ist.«

»Sind wir denn in Gefahr, wenn wir sie hierbehalten?«, fragt Ace, ohne mich aus den Augen zu lassen. »Du weißt, uns sind hier so viele schlimme Dinge passiert, dass es für ein Leben ...«

»Sie muss bei jemandem unterkommen, dem ich vertraue«, unterbricht Harper ihn, »und fern von Leuten, bei denen ich das nicht tue.«

Mir entgeht nicht, dass sie seine Frage, ob ich eine Gefahr bedeuten könnte, unbeantwortet lässt.

Er schmunzelt sie an. »Ich falle also jetzt in diese Kategorie? In den Kreis derer, denen du vertraust?«

»Ist 'ne verdammt kleine Gruppe, Ace – das weißt du.« Und mit einem missgönnerischen Ton fügt sie hinzu: »Außerdem bedeutet das, dass ich dir was schulde. Und du weißt ja, wie sehr ich diese Art von Währung liebe.«

»Und du glaubst, Fiasco ist das Richtige für sie?«

»Was denn für ein Fiasko?«, unterbreche ich die beiden. Harper wird mich doch wohl nicht in eine noch größere Misere schicken als die, aus der ich gerade entkommen bin – falls das überhaupt möglich ist.

»Es ist ja jetzt nicht so ungewöhnlich, dass du spätnachts eine Frau bei dir zu Hause hast.« Harper hebt eine Augenbraue und lässt die Andeutung im Raum stehen, während sie Ace' Arm tätschelt. »Tu, was du kannst. Ich weiß, wie die Gerüchteküche hier arbeitet, also halte sie von allem fern, was nach der Wahrheit aussieht.«

»Ich nehme an, ich werde nicht erfahren, worin diese Wahrheit besteht?«

Harper zwinkert mir zu. »Die Wahrheit ist, was immer sie dir erzählt.«

Ace mustert mich von oben bis unten, als wollte er herausfinden, was er bloß mit mir anfangen soll. Ich verlagere mein Gewicht vom einen Fuß auf den anderen und mache die Schultern breit, um ihm wortlos zu zeigen, dass ich mich nicht einschüchtern lasse. Wieder schmunzelt er, dann schüttelt er den Kopf und hält mir die Hand hin. »Atticus Foxx. Du kannst mich Ace nennen.«

Ich brauche ein paar Sekunden, um mich an die Lüge zu er-

innern. »Laney. Young. Laney Young«, stammle ich, als ich seine Hand ergreife.

Die Art und Weise, wie ich das vorgetragen habe, ringt ihm nur ein Stirnrunzeln ab.

Ja, daran muss ich wohl noch arbeiten. Ich muss besser darin werden, einen Namen auszusprechen, der nicht ganz meiner ist. Das Problem ist, dass ich keine Lügnerin bin. Ich war vieles: eine Opportunistin, eine hoffnungsvolle Romantikerin, eine Betrügerin. Eine Lügnerin war ich aber nie. Bis jetzt.

»Also schön, Laney Young. Willkommen in Fiasco, Kentucky!«

3

LANEY

»Sie sind hier in guten Händen, Laney«, unterbricht uns Harper.

Ich will nicht losprusten, tue es aber trotzdem. Zu glauben, dass ich im Moment irgendjemandem vertrauen könnte, ist lustig und nervenaufreibend zugleich. Das habe ich schon mal getan – jemandem vertraut, auf mein Bauchgefühl gehört –, und was hat mir das eingebracht.

Ich werfe Ace einen kurzen Blick zu, der im Gegenzug versucht, ein Lächeln zu verbergen. Zumindest schluckt er diesen Mist nicht blind. Auch er hat mit nichts hiervon gerechnet – schon gar nicht damit, dass ich mitten in der Nacht vor seiner Türschwelle auftauche.

Wir gehen rein. Das hier ist kein Versteck. Nichts daran ist diskret. Ich wurde zwar nicht mit einem goldenen Löffel im Mund geboren, aber ich weiß, wie Reichtum aussieht. Ich habe die letzten paar Jahre damit verbracht, mich in einige der reichsten Familien und in die Eliten Manhattans einzugliedern. Das Haus ist modern, picobello und geschmückt mit dunklen, maskulinen Farben und dazu passenden Details. Vom gebürsteten Gold und den mattschwarzen Metallbeschlägen an Türen und Beleuchtung bis zum Boden aus hell gebeiztem Holz, der großen Diele und den weitläufigen Treppen: Das hier ist kein staatlich finanzierter Un-

terschlupf oder ein Wohnprojekt mit begrenzten finanziellen Mitteln.

Harper tippt eine Nachricht am Handy, was mir ein paar Sekunden verschafft, mich erstmals richtig umzusehen. Dieser Ort sollte nicht einladend wirken, aber er tut es.

Während draußen Schwüle meine Haut umfing und es nach Schokoladencroissants duftete, ist es hier drin ein paar Grad kühler als kühl, und in der Luft liegt ein Hauch von Rasierwasser, dazu ein erdiges, holziges Aroma mit einer Nuance von Zigarren-Tabak, ganz anders als Harpers Nelkenzigaretten. Das hier mag ich mehr. Ich stelle mir meinen besorgten Gastgeber vor, wie er eine Zigarre in den Fingern hält und an etwas Hochprozentigem nippt.

»Ihr Wegwerfhandy«, sagt Harper, und zieht eins aus der Tasche. »Halten Sie sich von allem fern, das nach Social Media riecht. Keine Posts von Essen oder viralen Dance Moves. Wenn Ihnen irgendetwas komisch vorkommt, schicken Sie mir sofort eine Nachricht – und zwar als Allererstes. Und dann zögern Sie nicht, zu Ace zu gehen. Und wenn es einen richtigen Notfall gibt, wählen Sie den Notruf.«

Ich starre auf das Handy und bemerke, dass sie ganz genau beobachtet, wie ich reagiere. »Irgendetwas verschweigen Sie mir doch.«

»Ace und seine Familie sind Leute, denen ich vertraue. Und eine kleine Gruppe von Menschen in dieser Stadt wird sich darum kümmern, dass Sie hier in Sicherheit sind.« Sie schenkt mir ein trauriges Lächeln. »Sie werden das durchstehen, Laney. Und ich werde dafür sorgen, dass Sie da heil rauskommen.«

Ace beobachtet unsere Unterhaltung mit verschränkten Armen. Wie ich wohl auf ihn wirken muss? Das hier fühlt sich an wie ein Neuanfang – allerdings nur ein vorläufiger.

Harper folgt meinem Blick. »Sie ist clever und könnte euch im Betrieb wirklich nützlich sein. Halte sie unter dem Radar, gib ihr einen Job, und ich werde mein Bestes tun, ihr Chaos von hier fernzuhalten.«

Ace räuspert sich. »Sobald ich irgendeine Gefahr wittere, verschwindet sie von hier, Bea. Meine Familie ist hier. Meine Brüder. Meine Nichten. Und sogar mein schrulliger alter Grandpa.«

»Leck mich, Atticus«, tönt eine laute, tiefe Stimme mit schleppendem Südstaatenakzent durch die Diele. Ich erschrecke, denn ich wusste nicht, dass noch jemand hier ist.

»Verdammt noch mal«, murmelt Ace, ehe er laut sagt: »Griz, das hier ist nicht die Art von Unterhaltung, die man belauscht.«

»Ihr brüllt doch rum, als würdest du allein hier wohnen«, gibt die geheimnisvolle, aber ausgelassene Stimme zurück. »Dabei weißt du verdammt genau, dass mir das Haus ebenso sehr gehört wie dir.« Am Ende des langen Dielenflurs lehnt in einem bogenförmigen Durchgang ein Mann mit weißem, silberdurchzogenem Haar. Groß und schlank mit einem dicken, mehr silbernem als weißem Schnurrbart, der seine Lippen verbirgt. Er und Ace sehen sich ähnlich. Sie sind auf eine Weise attraktiv, die einen zweimal hingucken lässt. »Wenn du deine Angelegenheiten wie auf einem Frühstücksbuffet ausbreitest, dann bediene ich mich halt.« Sein Mundwinkel wandert nach oben, genauso wie seine Wangen, so dass sich die Haut um seine Augen runzelt. »So«, er wendet mir seine Aufmerksamkeit zu, »wer ist denn das entzückende Ding?«

Während Ace »Geh zurück ins Bett, Griz« sagt, schnaubt Harper ein »Meine Güte!« hervor.

Ich aber ignoriere sie und antworte: »Ich bin kein Ding – aber das ›entzückend‹ nehme ich gerne an.«

Diesem Griz kippt die Kinnlade runter. »Das war nicht respektlos gemeint, meine Liebe. Wird nicht wieder vorkommen.«

Er kommt zu uns, in jeder Hand ein kleines Kristallglas, gefüllt mit je einem Schluck einer karamellfarbenen Spirituose, und wendet sich an Marshal Harper. »Wie ich sehe, blühst du mal wieder in etwas auf, das nach Schwierigkeiten aussieht, Beatrice – wie üblich.«

Sie lächelt in sich hinein. »Du kennst mich doch, Griz.«

Mit einem Mal ist die Furcht, die ich seit meiner Ankunft hier verspürt habe, wie weggefedt. Diese drei verbindet eine gemeinsame Geschichte, deren Ausmaß ich vielleicht nie ganz erfahren werde, was nicht nur meine Neugier weckt, sondern mich auch beruhigt.

Griz hält mir ein Glas hin. »Du musst uns verzeihen, dass wir dich nicht anständig willkommen heißen haben, meine Liebe.« Ich nehme das Glas, er stößt mit mir an und trinkt.

Ein Hauch von gebrannter Eiche steigt mir in die Nase, und gleich darauf erfasst ein beißendes Gefühl meine Zunge. Mir ist klar, dass ich hätte schlucken sollen, sobald das Getränk meinen Rachen berührt hat. So nimmt es mir den Atem und zwingt mich zu einem Husten, der wie Feuer brennt. Tränen steigen mir in die Augen, als ich versuche, mich zu erholen. Das war ein Anfängerfehler, dabei habe ich den Großteil meiner frühen Zwanziger mit Alkoholtrinken verbracht.

»Lass ihn dieses Mal deine Zunge umhüllen, ehe du schluckst«, erklärt Ace. Der Hinweis lässt meine Wangen warm werden, und ich mache es, wie er gesagt hat.

»Spüre, wie sich die Wärme in deinem Brustkorb ausbreitet.«

Ich nicke. Bei diesem Schluck fühlt sich die Wärme besser an.

»Das nennen wir eine Kentucky Hug«, erklärt Ace.

Und Griz flötet: »Und das dort ist die hundert Jahre alte Jubiläumscharge, die ich heute Morgen abgefüllt habe. Du bist erst die zweite Person in dieser Zeit, die von diesem Fass probiert hat.«

»Wow! Vielen Dank.« Ich wische mir die Tränen aus dem Augenwinkel, die mir mein undamenhaftes Gehuste beschert hat.

Griz sieht seinen Enkel enttäuscht an. Dann huscht sein Blick zu Harper, die an meiner anderen Seite steht. »Sie weiß nicht, wer wir sind?«

»Du sagst das, als wäre sie hier bei einer Brennereiführung oder so«, entgegnet Ace. »Du weißt ja jetzt, dass es hier um eine private Angelegenheit geht, und noch mal – falls du dein Hörgerät nicht drin hast –: Du störst uns.«

Griz schlägt vor ihm in die Luft. »Klappe, Ace!«

So wie Ace schnaubt, kann ich mir ein Lächeln nur schwer verkneifen.

Ich blicke die Diele hinunter und entdecke dort ein Logo. Wow, ist das wirklich ...?

»Bringen Sie mich noch nach draußen, Laney?«, sagt Harper.

»War mir wie immer ein Vergnügen, Beatrice«, ruft uns Griz hinterher. Harper antwortet nicht, wirft Ace aber einen letzten Blick und ein Nicken zu, während sie das Haus verlässt.

Schweigend begleite ich sie zum Truck, wo ich meine Sachen zusammensuche. »Das sind gute Menschen – alle miteinander«, sagt sie, dann startet sie den Motor und lässt das Fenster runter. Sie entzündet eine weitere Nelkenzigarette, nimmt einen Zug und stößt den Rauch aus. »Sie sind sicher, Laney.« Sie sucht in meinem Gesicht nach etwas, das ihr verrät, ob ich ihr glaube. »Versuchen Sie zu leben. Versuchen Sie zu heilen. Und denken Sie an das, was ich gesagt habe.«

Ich nicke. »Nachricht schreiben. Zu Ace gehen. Notruf wählen. Verstanden.«

Sie lächelt. »Schön, dass Sie zugehört haben. Aber ich meine Ihren Dad. Er wäre unheimlich stolz auf Sie.«

Vielleicht ist es der Staub, den der Truck aufwirbelt, als er über

die lange Zufahrt verschwindet, vielleicht auch der Umstand, dass ich weiß, sie hat recht, aber Tränen steigen mir in die Augen und ich muss ein Schluchzen unterdrücken. Es hat sich an mich herangeschlichen, auch wenn so viele Emotionen in mir toben. Das ist *mein neues Leben*. Ich schlucke die restlichen Gefühle herunter, die aus mir herauszubrechen drohen. *Nicht jetzt*. Ich kann auch später noch zusammenbrechen.

Wie ich hier stehe und zusehe, wie die Rücklichter von Harpers Truck immer kleiner werden, spielt die Stille meinen Ohren kleine Streiche, während die Schwüle an meiner Haut leckt. Ich knote mir die Haare hoch, damit sie mir nicht mehr im Nacken kleben. *Und jetzt?* Mein Rücken schmerzt, weil ich zu lange in einem Auto gesessen habe, und ich bin hundemüde.

Das Schlurfen hinter mir versetzt mich in Alarmbereitschaft und erinnert mich daran, dass ich noch nicht schlafen kann. »Auf dem Grundstück liegt ein leeres Gästehäuschen, das ganz dir gehört, solange du hier bist«, erklingt Ace' Stimme von der Veranda. »Aber es ist drei Uhr nachts und ich muss da erst sauber machen – ich hatte dich nicht gerade erwartet.«

»Im Moment könnte ich so gut wie überall einschlafen«, scherze ich.

Er lächelt nicht, sondern nickt nur. »Brauchst du Hilfe mit deinen Sachen?«

Ich halte meine rote Tasche mit Zielscheibenmuster hoch. Sie ist nicht mal ganz voll. Allerdings habe ich Unterwäsche für eine Woche dabei, Deo, eine Zahnbürste und einen Lockenstab, dazu ein wenig flüssigen Eyeliner in Schwarz, Wimperntusche und einen hellroten Lippenstift, der mir zu meiner neuen Haarfarbe zu passen schien, die ich mir einfach nach Laune ausgesucht habe, ohne weiter darüber nachzudenken. Außerdem habe ich mir noch eine Tüte saurer Gummibärchen geschnappt, aber die habe

ich schon fast leer gefuttert. Da ich in Eile war, schienen mir das die wichtigsten Dinge zu sein. Andere Klamotten werde ich mir schon irgendwo besorgen können.

»Ist das alles?«, fragt Ace.

»Ich hatte keine Zeit zu packen, bevor ich losmusste.« Hinter dem bogenförmigen Durchgang am Ende der Diele liegt eine Küche auf Steroiden, bestückt mit hochmodernen Industriegeräten aus Edelstahl, alles dezent von Einbauleuchten in der Gewölbedecke beleuchtet.

»Echt schön«, murmle ich. »Wie viele Leute wohnen hier?«

Meine spontane Reaktion auf die beeindruckende Größe und den Stil des Raums scheint Ace zu amüsieren. Er schaltet einen Wasserkocher an. »Im Haupthaus leben nur Griz und ich.« Er hält inne, und sein Mundwinkel wandert nach oben. »Aber meine Brüder sind nicht weit weg. Und sie sind oft hier. Ich halte hier häufig Geschäftstreffen ab. Happy Hours mit meinen Teams.« Er schaut sich um. »Der Platz war nötig.«

Ich gehe zur großzügig bemessenen Kücheninsel und setze mich auf den letzten von acht Hockern. »Es ist riesig.« Ich räuspere mich und überlege, dass das gesamte Anwesen selbst im Dunkeln wie der perfekte Veranstaltungsort für Hochzeiten wirkt. »Vielen Dank, dass ich bleiben darf.«

Er gießt das kochende Wasser in zwei Tassen, hängt in jeden Teebeutel und schenkt mir ein schmallippiges Lächeln. »Der Streit, den du da mit angehört hast, hatte weniger mit dir und viel mehr mit Bea zu tun.« Er senkt den Blick zu der dampfenden Tasse vor sich. »Solange du keinen Ärger anziehst, bist du hier herzlich willkommen, Laney – wie lange es auch nötig sein mag. Ich mag zwar keine Fremden auf meinem Grund und Boden oder in meinem Geschäft, aber ich mache eine Ausnahme, wenn ich dadurch später von Bea eine Gegenleistung einfordern kann.«

Er schaut auf die Uhr, während er an seiner Tasse nippt, und ich tue dasselbe. In diesem Moment bricht völlige Erschöpfung wie eine Welle über mich herein. Ich könnte tagelang schlafen. Meine Glieder sind müde und schmerzen, und mein Kopf könnte eine Pause vom ständigen Rotieren brauchen. Doch mit einem Mal macht mich der Gedanke nervös, die Augen zu schließen und ganz allein an einem fremden Ort zu sein.

»Wenn du erst einmal angekommen bist, habe ich einen Job für dich. Wir arbeiten hier schwer und haben immer viel zu tun, aber das hier ist ein toller Ort. Nimm dir ein paar Tage, um dich zurechtzufinden. Die Stadt ist nicht groß, also wirst du nicht lange brauchen, um dich einzugewöhnen.«

Als ich seinem Vorschlag mit einem Nicken zustimme, fällt sein Blick auf meinen Hals.

Ich berühre die kleinen Wunden, die entstanden sind, als sie geschrien und mich angefleht hat, ihr zu helfen. Mit ihren Nägeln hat sie sich in allem verkrallt, was sie zwischen die Finger bekam. Sie wollte mich nicht verletzen. Sie war hysterisch und in Panik. Die einzigen sichtbaren Spuren einer Nacht, die ich wohl nicht so bald aus meiner Erinnerung werde streichen können.

»Ich wollte da nicht hinstarren.« Eben noch an die Kücheninsel gelehnt, stellt er sich nun aufrecht. »Ich kenne zwar die Einzelheiten nicht, aber du hast meinen Respekt, Laney.«

Ich schaue in meine Tasse, und da ich gerne geradeheraus bin, vor allem im Moment, frage ich: »Sollte man sich Respekt nicht verdienen? Gibt es da nicht so eine Redewendung?«

»Nein, nicht hier. Es gibt einen Haufen Leute, die meinen Respekt verloren haben, aber verdienen muss man ihn sich bei mir nicht.« In seiner Stimme liegt eine Ernsthaftigkeit, die in mir sofort den Willen erweckt, ihn niemals zu enttäuschen. Ich habe da

so ein Gefühl, dass man mit Atticus Foxx' Respekt in Fiasco weit kommt.

»Ich gehe ins Bett. Wir haben hier im Erdgeschoss ein Gästezimmer, direkt gegenüber der Speisekammer. Dort den Flur runter. Nimm dir alles, was du brauchst, und morgen bekommst du dann einen Rundgang über das Gelände.«

Er tritt an mir vorbei und nickt mir gute Nacht zu.

»Das klingt jetzt vielleicht ...« Ich schüttle den Kopf und lächle, während ich mich zu ihm drehe. »Wenn du von einem Gelände sprichst ...?«

»Verfluchte Bea«, murmelt er lächelnd. Er atmet tief ein und frustriert wieder aus und sagt: »Diese Frau mag es wirklich, nichts als Fragen zu hinterlassen. Du bist hier bei Foxx Bourbon. Dazu gehören die Brennerei, die Küferei, die Fasslagerhäuser – und das alles liegt hier auf diesem Gelände. Außerdem ist es auch mein Zuhause. Und, nun ja«, er zwinkert mir zu und hebt damit die Stimmung, »wie es aussieht, jetzt auch deines.«

Wenn man als Barkeeperin in einer größeren Stadt arbeitet, wo die Gäste ihr Geld gerne für teuren Alkohol ausgeben und nicht nur für ein Bier in der Happy Hour, dann hat man auch schon Foxx Bourbon ausgeschenkt. Ich bin in ein paar Dingen gut und in einer Handvoll anderer außergewöhnlich. Das Barkeeping gehörte in die Außergewöhnlich-Kategorie, ehe ich anfang, Veranstaltungen ohne Budgetbeschränkungen zu planen. Foxx Bourbon ist keine aufstrebende oder nur an bestimmten Orten beliebte Marke. Nein, wenn man den Unterschied zwischen Scotch, Whiskey und Bourbon kennt, dann kennt man den Namen Foxx.

Ich bin im Herzen des Bourbon Country gelandet – unter neuem Namen und als unbeschriebenes Blatt. Und aus irgendeinem Grund entspannen sich meine Schultern, als Ace diesen Ort mein Zuhause nennt. Die Last von dem, was ich verheimliche,

wird gerade so weit von mir genommen, dass ich mich so erleichtert fühle wie lange nicht.

4

LANEY

Ich fahre aus dem Schlaf hoch, und trotz der dicken Bettdecke und des kühlen Raums wird es mir einfach nicht behaglich. Meine Unruhe weckt mich alle zwanzig Minuten auf. Meine Migräne ist abgeklungen, aber meine Erschöpfung sorgt nicht dafür, dass ich fest schlafen kann. Stattdessen sehe ich vor meinem inneren Auge immer wieder dasselbe aus verschiedenen Blickwinkeln: zerfetztes Fleisch und Blut, das nicht aufhören will zu fließen. Ich wusste nicht genau, wovor wir weglaufen, aber wir hinterließen eine Spur, denn uns blieb keine Zeit, die Blutung zu stillen. Wann immer ich die Augen schließe, wiederholen sich diese Szenen. Ich wollte das Rezept für die Medikamente nicht einlösen, die mir der staatlich zugeteilte Therapeut verschrieben hat, bevor wir die Stadt verließen. Nun bereue ich diese Entscheidung.

Ich nehme die Überwurfdecke vom Fußende des Betts, lege sie mir über die Schultern und gehe durch die Doppeltür auf die Terrasse. Als ich vom Hartholz auf den blauen Schiefer trete, heiße ich die Wärme unter meinen nackten Füßen willkommen. Ich lege den Kopf in den Nacken und atme den zuckrigen Duft tief ein. Der Himmel ist gerade im Wandel, ein Schimmer von Orange und Gelb tönt die Linie, die die Erde vom Firmament trennt.

Zu meiner Linken befinden sich Pferdekoppeln, allerdings so weit entfernt, dass ich Pferde – so sie denn zu dieser frühen Stunde schon draußen wären – nur als kleine Flecken in der Ferne erkennen würde. Die Stufen zur Wiese sind rutschig vom Morgentau, aber ich möchte das Gras zwischen meinen Zehen spüren. Ich kann mich nur an wenige Male erinnern, die ich zu Hause barfuß über Rasen gelaufen bin – bei Konzerten auf der großen Wiese oder gemütlichen Sonntagspicknicks im Central Park. Das waren die Orte, die ich an Wochenenden besucht, und die Dinge, die ich dort getan habe. Hier ist es völlig anders. Alles steht in krassem Kontrast zum Beton, den Taxis und den dampfenden Gullydeckeln, an denen ich auf meinem üblichen Weg zur Arbeit vorbeigekommen bin. Hier ist es ruhig, und ich stehe nur wenige Meter von der Stelle entfernt, an der ich geschlafen habe, in einem überdimensionierten Garten.

Ein kurzer Pfiff, gefolgt von einem »Brr, Mädchen« mit tiefer, rauher Stimme, lässt mich den Kopf so schnell drehen, dass es gut möglich ist, dass ich davon ein Schleudertrauma davontrage. Das könnte ich dann auf die Liste der Dinge setzen, durch die ich durchmuss. Es scheint viel zu früh für einen Ausritt, allerdings habe ich keine Ahnung, wie die Leute in Fiasco, Kentucky ticken. Vielleicht ist das hier ja völlig normal.

Noch einige Pfiffe in kurzer Folge, und wie aus dem Nichts eilt ein Hund herbei und schließt zu dem Reiter auf seinem Pferd auf. Der schokoladenbraune Kopf des Hunds passt nicht zu seinem weiß-grauen Körper. Er hält mit dem Pferd mit, das immer näher kommt und nun bereits die kleine Anhöhe überquert, die nur hundert Meter entfernt liegt. Der Reiter ist mir direkt zugewandt, als er an den Zügeln zieht und langsamer wird. Es ist weder Griz noch Ace. Nein, dieser Mann ist massiger und jünger als die beiden, aber sicher etwas älter als ich. Er sieht angefressen aus, als